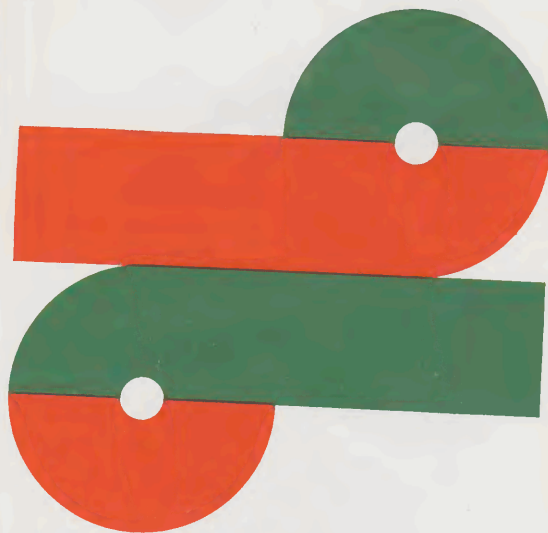


OM
N

Joseph Buttinger · Bibliothek



Geschenk an die
Bibliothek der
Hochschule für
Bildungswissenschaften
in Klagenfurt

Juni 1971

A/G

117 6087

UB KLAGENFURT



+L53650601

Ref. IV

I 520440
1/25

16-240,62:0
(16-240,62,20)

GEGEN DEN STROM.

FLUGSCHRIFTEN
EINER LITERARISCH-KÜNSTLERISCHEN GESELLSCHAFT.

XX.

MODERNE VORNEHMHEIT.



WIEN.
DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.
1888.

Alle Rechte vorbehalten.

MODERNE VORNEHMHEIT.





Diese alten Zeiten, in welchen unsere guten Vorfahren gelebt hatten, waren doch in Allem noch fürchterlich zurückgeblieben! Wohin man das Auge wenden mag, welchen Gegenstand man auch in Betracht zieht, allüberall erweist sich die Vergangenheit in allen ihren Einrichtungen so unbeschreiblich armselig, kleinlich, so primitiv und bescheiden gegen die unzähligen Fortschritte, Bequemlichkeiten und ausgezeichneten Vorkehrungen von heute, von denen uns eine recht grosse Menge schon ganz unbedeutend vorkommen, die zu jener Zeit das höchste Staunen wachgerufen hätten. Alles ist grossartig geworden, vornehm, reich, prächtig, der Superlativ ist unsere normale Form, Alles geht in's Weite, Breite und Massenhafte, das Kostbarste wurde fast zum Gemeingut, es ist eine Freude zu leben!

Wollte man Beispiele, Beweise aufzählen, man wüsste gar nicht womit anfangen. Schon das Alltags- und Hausleben ist ja voll davon. Früher hatten wohl hohe Herrschaften ihre Schlösser auf dem Lande, wohin sie reisten und wo sie die schöne Zeit zubrachten. Heute muss es schon eine Familie sein, der es recht knapp zusammengeht, die nicht alljährlich ihre Villeggiatur oder Sommerfrische beziehen

würde. Vielleicht hat man nur ein Zimmer und eine kleine Küche, auf die man 100—150 fl. verwendet, vor denselben dann einen »Garten« mit sechs jungen Kastanienbäumen, deren mässigen Schatten man mit drei anderen »Parteien« theilt, aber man ist doch Sommers über »auf dem Lande«, mag man auch nur ein bescheidener Official oder Volksschullehrer sein und kann sich heute also eines Luxus rühmen, der vor anderthalb Jahrhunderten nur einem Prinzen Eugen oder Fürst Schwarzenberg möglich war, die ihr Schlosshof oder Wittingau besaßen. Welcher Fortschritt der vornehmen Lebensweise!

Wie kamen aber selbst so hochgestellte Persönlichkeiten damals auf ihre Landsitze oder an sonstige Reiseziele? Welcher Jammer, welch' dürftige Zustände! Mochten so reiche Herren auch besteingerichtete Kutschen haben, so bedenke man doch die elenden Strassen, das langsame Fortkommen, die Dorfschenken als Nachtquartiere! Wer damals reiste, ging entweder als Handwerksbursche, der nichts zu verlieren hatte, oder, wer zu verlieren hatte, sah die schöne Gotteswelt nur halb, weil er zugleich sorgfältig die Strassenränder im Auge behalten musste, um Schnapphähne zu bemerken, die ihm das Bündel leichter machen könnten. Vornehmere Leute liessen sich von einer Salvaguardia begleiten und schauten aus den Wagenfenstern zwischen Dragonerpallaschen auf die Landschaft hinaus. Natürlich, dass Niemand mehr zu reisen Verlangen trug als es gerade unumgänglich nothwendig war.

Wie prächtig ist's dagegen heutzutage! Wer sich ein paar hundert Gulden erspart hat, durchkreuzt in drei Wochen ein paar Königreiche im Fluge, sitzt in fahrenden Salons, wo er ausgezeichnet speisen und schlafen kann, findet sämtliche Kunst- und Naturwunder gleichsam wie servirt und auf ihn wartend, braucht auch gar nichts gelernt zu haben, um zu verstehen, was er sieht; auch das liegt schon gedruckt vor; fremder Völker Sprachen zu lernen ist überflüssig, man hat Dolmetsche zur Auswahl. Man kann in der

Fremde essen und wohnen nach der Sitte, die von Daheim gewohnt ist, wenn man will, kurz, es gibt kein denkbare Raffinement, das sich heute auf der Reise nicht jeder halbwegs Bemittelte verschaffen könnte, ja selbst der bescheidene Registraturbeamte, der sich in den Ferien ein Rundreisebillet zweiter Classe vergönnt hat, kann mit Mitleid an einen Fürsten des XVIII. Jahrhunderts denken, den seine schwerfällige Carosse einige Wochen hindurch zwischen Wien und Venedig die löcherigen oder sumpfähnlichen Heerstrassen dahinschleppte.

Kam der hochgeborne Herr dann endlich am Ziele an, so nahm ihn allerdings ein Prachtgebäude auf, dessen Räume von Künstlerhänden geschmückt und mit allen Schätzen des Comforts und Luxus ausgestattet waren. Das ist ganz richtig. Solche stolze Herrlichkeiten von künstlerischem Werth hat die Neuzeit allerdings weniger und selbst diejenigen, welche sie errichtete, können sich mit dem Alten nicht messen; dagegen aber sind wir diesem ausgezeichneten Quale gegenüber um so stärker im Quantum. Heute hat jeder anständige Mensch seinen Salon, seine Renaissancetapeten, seine Majoliken und Porcellans, seine bronces d'art. Damals gab es im Städtchen nur Einen Saal, das war der des herrschaftlichen Schlosses, mit Deckenfresken und venetianischen Lustres, Marmorkaminen und Statuen; heute sagt uns in jeder Bierhalle beim Eintritt der Kellner: »Bitte vielleicht in den Saal hinaufzugehen« und es gibt Haarschneide-Salons und die Eisenbahnen nennen ihre Kämmerchen auf den kleineren Stationen, wo ein Ledersopha mit sechs Stühlen sowie ein eiserner Ofen stehen, den Wartesaal. Der Stellwagen betitelt sich Salonwagen, weil seine Sitze mit rothem Wollsammt gepolstert sind, und jene Zündhölzchen, welche etwas weniger stinken als die anderen, heissen Salonhölzchen.

Wünschte dazumal der vornehme Herr einen neuen Anzug, so war es eine langwierige Sache bis Meister Schneider die gestickten Westen, Röcke und Beinkleider fertig hatte, ja vielleicht musste erst nach Genua oder Lyon vom Secretär

des Grafen geschrieben werden, bis man des richtigen Seidenstoffes habhaft werden konnte. Und solche Mühe hatte selbst der Reiche, der Vornehme! Heute stehen Kleider aller Art fix und fertig feil, in zehn Minuten sehe ich genau so aus wie der vor mir spazierende Herzog, ja wie der König selbst, und wenn ich auch nur ein Specereiwaaren-Commis wäre, vorausgesetzt, dass ich die Auslage vermag. Ist das nicht ein ungeheurer, unleugbarer Fortschritt?

Das Menschengeschlecht denkt und spricht auch heute viel vornehmer als dereinst. Habe ich nicht soeben gesagt: Bierhalle? Nun also! Eine Halle! Einst hiess im deutschen Herrenhause der wichtigste, geheiligte Raum, wo der Hochsitz des Fürsten und die Altäre der Götter standen, wo der Ahnen siegreiche Waffen hingen, die Halle. Dann sprach man von Hallenkirchen der mächtigen Gothik. Heute gibt es Bahnhofhallen, Turnhallen, Markthallen und Abends sitzen wir bei Pilsner und Pfiff G'spritztem in Tabakwolken gehüllt stolz in der Bierhalle, deren Wände selbstverständlich von den Kenntnissen unserer Tapezierer im Renaissance-, Barock- oder Rococostil eine glänzende Probe bieten. Dabei bleibt es aber nicht. Ein langer Fries stellt alle Genüsse der Tafel Sardanapal's oder Apicius' in leuchtenden Farben vor, auf der Speisekarte und auf dem Contozettel sind in Lithographie gleichfalls köstliche Ananas, mächtige Hummer, Riesenpasteten, seltene Seefische etc. dargestellt, welche reizende Nymphen auf Schüsseln à la Jamnitzer herbeischleppen, was aber nicht hindert, dass das wirkliche Menu zwischen Schwäbischem mit Nockerln, Marinebraten und Kalbcottelettes in consequenter Einförmigkeit sich die ganze Woche hindurchbewegt.

Sehr gern habe ich auch den Ausdruck: *via triumphalis*, welcher in neuerer Zeit höchst beliebt geworden ist. Wenn ein Gesangsvereinchen in Grosskletzendorf seine Sommerliedertafel hält und die Dorfstrasse zwischen den Misthaufen auf beiden Seiten mit zwei Dutzend Stangen besteckt ist, an denen einige farbige Lappen hängen, so

schreiben die Reporter: »Der Einzug erfolgte durch die reichgeschmückte via triumphalis«. Im XVIII. Jahrhundert hätte ein classisch gebildeter Architect, wenn er eine Strasse für einen fürstlichen Zug mit Prachtdecorationen zierte, sich vielleicht noch gescheut, jenen Ausdruck zu gebrauchen, weil man sich unter den altrömischen Triumphen und ihrem Pomp doch noch etwas Grossartigeres dachte, aber heute ist eben die classisch-archaeologische Bildung in viel weitere Kreise gedrungen.

Man nimmt ein armes Mädchen aus der französischen Schweiz in's Haus, das seine Muttersprache nicht orthographisch schreiben kann, das dazu verwendet wird, um einerseits die Stube zu kehren und die Möbel auszuklopfen, andererseits die Kleinen zu lehren, dass la meson (sic) das Haus und la pierre (sic) der Stein heisst, betitelt sie demonstrativ Mademoiselle und hat eine Gouvernante. Früher war sie in Genf vielleicht Tabaktrafikantin, das verschlägt aber Nichts: die gute Tischlersfrau, die ihrem Haus solche Zierde verleiht, kann sich einer Erzieherin ihrer Kinder rühmen, wie sie früher nur adelige Häuser beschaffen mochten.

So denken, sprechen, leben, verkehren, wohnen, essen, erscheinen wir immer nur in den möglichst vornehmen Formen. Unsere Bildung, die stets vordringende Verallgemeinerung der Bildung, hat es dahin gebracht, dass wir, wer immer wir seien, es für eine persönliche Beleidigung ansehen müssten, wollte man uns zumuthen, dass wir das Beste, das Feinste, das Ausgesuchteste gerade für uns nicht als passend betrachten sollten. Wovon wir Kenntniss haben, das halten wir darum auch für uns geeignet und angemessen; wir werden uns doch nicht freiwillig und ungezwungen unter die Anderen stellen?

O, über diese Frucht der Erkenntniss! Das Können und Vermögen hält dann freilich mit unserem Wissen und Wollen nicht immer gleichen Schritt. Gehört haben wir in Einemfort von dem Grossartigsten, Ausserordentlichen, wir wünschten es auch recht wohl, aber die materiellen Mittel,

Geschmack und Verstand reichen nicht immer aus, um dasjenige auch in's Werk zu setzen, was so lockend vor unseren Blicken steht. Da tritt dann die moderne Surrogat-Vornehmheit, die Talmi-Eleganz, die Dutzend-Noblesse, die Schablonen-Herrlichkeit, der Uniform-Comfort, die Sieben- und zwanzig-Kreuzer-Industrie, die Maschinen-Kunstproduction und die Wissenschaft des Conversations-Lexikons vermittelnd an die Stelle und breitet über den Schwindel ihren falschen, flunkernden Schein, der die Frechheit hat, wahre Vornehmheit, echten Lebensgenuss, gründliches Wissen, feine Kunstliebe ersetzen zu wollen, wie sie schöneren Zeiten zu eigen waren. Weil der sublimen Geist, der einst auf Wenige beschränkt, dadurch eben dem Ganzen hohen Reiz verlieh, nun in die Massen gefahren ist, muss seine feine Essenz mit Wasser aufgegossen werden, muss er durch eine Massenproduction befriedigt werden und ist dann eben darnach. Wenn »die Rechnungsraths« einen Ball geben, sprechen, empfangen sie oder suchen es zu thun wie die Herzoge von Berry oder die duc's d'Aumale; die Möbelstoffe und Tapeten haben ein Muster, das wir zwar schon in fünf und zwanzig Haushaltungen gesehen haben und das aus einem abgeleierte[n] Vorlagewerk des Kunstindustrie-Museums hergenommen ist — jedoch, man kann ihm nicht abstreiten, dass es beste italienische Renaissance und somit heute vollkommen salonfähig ist; die Majoliken stammen von der wohlbekannt[n]en Fabrik A., die Gläser aus dem Etablissement B., die Bronzeschüssel von C., wenn sie nicht vielleicht gar aus Papier ist; auf dem Kamin steht dieselbe Copie eines Fräuleins aus Tanagra, die wir schon zum Ueberdruß überall vorgefunden haben, und die Damen und Herren schwätzen auch ganz genau dasselbe schale Zeug von dem entsetzlichen Zola und dem genialen Turgenjew und dem göttlichen Wagner wie in 500 anderen Salons und reissen ebenso verlegen das Maul auf, wenn man plötzlich fragt, ob sie dies und das von Thakeray oder gar von Cervantes kennen — aber sie sind genau so gebildet, so vornehm, so geistreich, so auf der Höhe, wie Alle in der-

selben Strasse, man brauchte nur die Wände durchzubrechen und die ganze lange Gasse um dieselbe Stunde entlang zu gehen.

Eine Familie, welche es einigermaßen vermag — und hunderte ausserdem, die es über ihre Kräfte thun — haben daher heute, wie wir gesehen haben, ihren Sommeraufenthalt, ihre Gouvernante, machen ihre Rundreisen, erfreuen sich eines Salons mit Kunstwerken und Antiken, geben Fêten, halten den Jungen in Gestalt eines armen Theologie-Candidaten, der Freitisch hat und die abgelegten Ueberzieher Papa's bekömmt, einen Hofmeister; man füttert ein paar Mal im Jahre auch einen alten pensionirten Major, dem es ziemlich schlecht geht, und welcher für diese Einladung der Familie den Zierrat einer intimen Bekanntschaft mit einer Uniform und einem Baron verleiht; ist man im Stande eine bei Hofe beschäftigte Person zu bekommen, dann ist es um so erwünschter, weil dann im Gespräche möglichst oft von Hoheiten oder gar von Majestäten geredet werden kann. Weil der Papa schon sehr zeitlich von seinem Landsitze mit der dritten Classe nach der Stadt fahren muss, schläft er, um die Uebrigen nicht zu stören, in einem besonderen Zimmer und ist somit in der Lage zu sagen: »Meine Frau befindet sich in ihren Zimmern!« Hat man einen Einspänner unten beim Thore, so sagt man zu einem Freunde: »Ach, kommen Sie gleich mit mir, ich habe meinen Wagen unten stehen!« Kurz, die Familie, welche vor hundert Jahren noch sich mit den schlichtesten bürgerlichen Lebensformen begnügt haben würde, verfügt nun, Dank dem Geiste des Zeitalters, durch lauter Surrogate fast über allen Glanz, alle Herrlichkeit und Vornehmheit der höheren Stände — das ist das wunderliche moderne Paradoxon von der Demokratisirung des Aristokratismus!

Aber nicht allein die Genüsse und den Glanz, die materiellen Schätze und die Eleganz der Form hat dieses Jahrhundert zu popularisiren verstanden, mit der geistigen Vornehmheit geht es gerade so. Je nüchterner und prosaischer

wir in der Hauptsache geworden, je absprechender und höhnischer sich der Geist der Zeit den Idealen gegenüber im Principe erzeugt, desto abgegriffenere Waare sind dieselben heutzutage im täglichen Verkehre, wahre Schinderlinge des geistigen Münzfusses! Ich will gar nicht von politischen Reden und Leitartikeln sprechen, welche von Ausdrücken wie Patriotismus, Gesinnungstreue, Mannesmuth, Charaktertüchtigkeit, Ueberzeugung u. dgl. überfließen — ebenso hübsche Decorationsstückchen wie in obigen Salons die Cinquecentoschüsseln aus Papiermaché — wollen wir nur von kleineren Dingen handeln, der Geist der Zeit drückt sich in ihnen so scharf wie im Bedeutendsten aus. Nehmen wir das Gebiet der bildenden Künste. Sie huldigen heute nach innerstem Antrieb dem schnödesten Materialismus, dem rohesten Wirklichkeits-Cultus, alles Ideale ist verbannt und verpönt, lächerlich und veraltet. Und doch wimmelt es gerade heute wie vielleicht niemals auf allen Strassen und Gassen von idealen, allegorischen Gestalten. Man achte nur bei einem Spaziergange darauf, wo man an unseren schönen endlosen Annoncen-Wänden vorüberkommt, da schaut das Auge Nichts als allegorische Frauenzimmer, ein ganzes Serail idealer Damen, mit Chitons und Diademen, mit Tuben, Fahnen, Fackeln, Schilden, Kränzen, Lorbeerzweigen und sonstigen classischen Attributen. In hellen Farbendrucken prangen diese Heroinen an den Gartenzäunen und noch viel unpoetischeren Wänden und haben Alle die Aufgabe, unserem Beutel einige Gulden zu entlocken. Diese Göttin mit weit aufgerissenen Augen verkündigt uns, dass im Prater ein Panorama zu sehen ist, diese Amazone ladet zum nächsten Pferderennen ein, jene Fortuna macht auf eine äusserst günstige Lotterie aufmerksam, ja es gibt derlei Huldgestalten, welche uns Nichts anderes zu sagen haben, als dass zur Ehre des Saeculum in der So- und Sogasse ein neues Nachcafféhaus aufgethan wurde, oder eine imposante Fama stösst in ihre Posaune, um der staunenden Menschheit zu berichten, dass ein untrügliches Mittel gegen Hühneraugen entdeckt

worden und sehr billig zu haben sei. Man sieht also: die ideale Kunst ist keineswegs ausgestorben, wenn sich auch im Künstlerhaus für die oberen Zehntausend der Zolaismus und der Darwinismus des Pinsels breitmachen sollte, die Ideale sind zum Volk herabgestiegen, sie kleben an den Wänden auf offener Strasse; wie viel schöner ist diese Erscheinung, als damals, da solche Gestalten ein Raphael oder Guido oder Carracci nur für ein paar Päpste und Fürsten entworfen hatte — ist es nicht eine Freude zu leben?

Der ansehnliche Aufschwung, welchen unser Kunstgewerbe, Decoration und Ornamentik neuestens durch das verständnisvolle Studium der guten Vorbilder aus alter Zeit genommen hat, ist ja gewiss eine erfreuliche Erscheinung. Es gehört nicht auf dieses Blatt und ist bekannt genug, welche Erfolge nach der langen kunst- und stillosen Zeit die Kunstgewerbe und Handwerke neuerdings wieder zu erzielen vermochten. Aber es ist auch nicht zu leugnen, dass das Haschen unserer Tage nach der gewissen schoffen Vornehmheit, die uns bedauerlicherweise charakterisirt, auch diese Schätze auf das ignobelste profanirt hat. Wer die künstlerische Bewegung, von der ich hier rede, seit Anfang an in Wien mitgemacht hat, wer sich noch daran erinnert, wie seit van der Nüll und Siccardsburg, dann besonders durch die Bestrebungen des jungen Oesterreichischen Museums, durch Teirich's Intarsienwerk die herrlichen Motive der Renaissance wie ein Frühling in unsere kunst- und geschmacklose Welt gekommen waren, der weiss auch, welch' wahrhaft vornehmen Eindruck diese Gebilde und Erscheinungen damals machten. Nun aber sind diese Verzierungen so promulgirt, so vergeudet und verschwendet, so auf Alles und Jedes angebracht, im geistlosesten Abklatsch hunderttausendmal von Stümperhänden missbraucht zu sehen, dass die ganze Vornehmheit einem feinen Auge den widerlichsten Anblick bietet. Jede Speisekarte, Flaschen-Etikette, Zündhölzchenschachtel, papierener Cigarrenspitz, jeder Schund und Quark drängt sich uns mit seinen unvermeidlichen, ab-

gedroschenen Putti, Sphixen, Greifen, Akanthus, Mas-carons etc. auf in unabänderlich geistlosem Einerlei, von mittelmässigen Kunstgewerbeschülern im Solde knauseriger Besteller auf's Billigste geliefert und hingesudelt, von Leutèn, die nie ein Original gesehen und studirt haben und nur ganz äusserlich den Formenkram handhaben, der gerade Mode ist. So entweiht und entwerthet muthet Einen die Schönheit des Cinquecento genau so an, wie eine wälsche Melodie, die von der Drehorgel in allen Gassen gelei-ert wird, ja es ergibt sich das Allerbedauerlichste, welches darin besteht, dass uns die an sich ja unleugbar herrlichen Motive und der ganze Stil zuletzt förmlich zuwider und verleidet werden, weil sie sich in den gedankenlosesten Abklättschen und Zerrbildern uns geradezu unverschämt aufdrängen, mag uns ein Preiscourant oder ein Partezettel in's Haus geschickt werden, mögen unsere Blicke im Tramwaywaggon auf einer Annonce oder auf dem Umschlag eines Kalenders haften. Wenn ich dann wieder nach Italien komme und die Ornamente Benedetto's da Majano, Desiderio's da Settignano und ihrer Zeitgenossen in den Originalen wiedersehe, dann staune ich geradezu, dasselbe zu schauen, was mir daheim in jenen ordinären Profanirungen schon so sehr zum Ueberdruss geworden — dasselbe und doch so etwas ganz Anderes! Und auf welche Weise sind unsere grossen deutschen Meister Dürer, Holbein, Burgkmair durch den Gschnas der sogenannten neuen deutschen Renaissance entheiligt, auf Bierkrügeln und Pfeifenköpfen herumgezerrt worden, auf buntgedrucktem durchsichtigen Papier, das kostbare Glasmalereien ersetzen soll, und wie all' der ordinäre Plunder sein mag, der sich den Anschein gibt, als habe er Antheil an dem guten, vornehmen Geschmack einer bedeutenden Kunstbewegung und doch nur jämmerliche Imitation und schnöde Speculation ist!

Kein Vernünftiger wird in Abrede stellen, dass die Veranstaltung der wohlfeilen Classikerausgaben ein beachtenswerther, segensreicher Fortschritt sei, dass damit die Volksbildung wesentlich gefördert wird. Zwar wollen wir

das kaum zum Ruhme des deutschen Verlages im absoluten Sinne gesagt haben, denn für diesen Factor ist dabei das glänzende Geschäft wohl der mehr ausschlaggebende Umstand als der heilige Eifer für die Erziehung der Massen, was schon dadurch eine deutliche Beleuchtung erhält, dass neben den billigen Classikern auch eine Fluth billiger Verbrecher- und Bordellromane an's Tageslicht kommt, und es müsste erst eine Bilanz gezogen werden, welche darthun würde, wobei das bessere Geschäft stattfindet. Jedoch, wie dem auch sei, unzweifelhaft ist es eine schöne Errungenschaft, dass heute auch der arme Student, der Arbeiter, der kleine Mann aus dem Volke sich seinen Schiller oder Goethe um einige Groschen kaufen kann, die ehemals viele Gulden kosteten, oder nur gar umständlich und mühselig aus den Bibliotheken zu entleihen waren. Sind wir auch noch gar weit davon, dass Jeder sein Huhn im Topfe habe, so kann doch Jeder in ein paar Monaten sich in den Besitz der Geistesschätze ganzer Jahrhunderte und Völker setzen, wenn er nur alle Tage eine Cigarre, sei sie auch nur der bescheidensten Sorten, weniger rauchen will. Das ist ja ohne Widerrede schön und nützlich, dabei sollte es aber auch sein bescheidenes Bewenden haben. Jedoch, auch auf diesem Gebiete kommt sofort der moderne Hochmuthsteufel, die heutige Grossthuerei und Prahlfhaftigkeit hinzu. Der einfache Apparat muss gleich wieder, wie Alles und Jedes, mit den grosssprecherischsten Titeln, Namen und sonstigen Zuthaten vornehm gemacht werden. Die »Nationalbibliothek« oder »Schätze der Weltliteratur«, oder wie die Sammlung von Kreuzerbüchlein getauft ist, wird im Stil der berühmten Bibliotheken der grossen, alten Sammler- und Liebhaberzeiten adjustirt. Vorne auf der Innenseite des Umschlages kommt ein Bücherzeichen oder ex libris hin, ein pompöser Holzschnitt, der mit idealen, allegorischen Motiven geradezu Luxus treibt. Die Göttin der Weisheit mit den Attributen aller Wissenschaften: Eule, Globus, Folianten, Retorten, Büsten, Zirkel, Lorbeern und Palmen, hält ein Schild, auf

dem wir lesen: »Aus der Bibliothek des«, oder, wenn schon der Geist der geistreichen Sprachsäuberung über den Verleger gekommen ist, das schöne Wort: »Aus der Bücherei des«. Wenn nun der Realschüler Heinrich Ribbchen sich um eine halbe Mark Schiller's Tell käuflich erworben hat, wenn Pallas Athene uns auf dem Exemplare stolz verkündigt, dass wir ein Buch »aus der Bücherei des Heinrich Ribbchen, Schülers der 5. Realclasse« in Händen halten, ist das nicht eine grossartige Sache! Mit welcher Ehrfurcht lesen wir doch in der Pariser Bibliothek auf einem Grolierband das berühmte »et amicis«, oder schauen in der Wiener Hofbibliothek das Savoysche Kreuz, welches uns anzeigt, dass dieses Buch dem grossen Helden und ebenso grossen Freunde der Wissenschaften, Eugen, zu Eigen gewesen sei! Und dergleichen, siehe, ist heute so billig zu haben! Welche Freude werden wohl die Bibliophilen späterer Jahrhunderte empfinden, wenn ihnen einmal Schiller's Tell mit dem ex libris des Heinrich Ribbchen, Schülers der 5. Realclasse, in die Hände gerathen sollte!

Wer die ganzen Verhältnisse unseres modernen Lebens gut kennt, sieht den Dingen, mögen sie sich auch mit dem glänzendsten Scheine umgeben, dennoch durch die Rippen. Wie oft ist mir das bei unseren Künstlern und Kunstwerken deutlich geworden. Wenn so ein Meister der alten Renaissance oder des Barockstiles festliche Scenen, Prunk und Pracht gemalt hat, ein Veronese oder Tiepolo oder Daniel Gran, — wie staunen wir über die reiche Phantasie, die unerschöpfliche Erfindungsgabe, die Leichtigkeit des Schaffens, mit der er all' den Schmuck, die glänzenden Costüme, Geräte, Prachtgefässe ersonnen hat, die die Zierde seines Bildes ausmachen! Alles ist da in der Regel seine Erfindung, so stellt er sich das Gastmahl einer Cleopatra oder Alexanders vor, mit solchen überreichen Formen weiss er die Wirklichkeit, das Gewöhnliche aus eigener Idee zu überbieten, er liefert meistens damit neue Gestaltungen, Motive und Muster, welche der wirklichen Prachtindustrie zu neuen Vorbildern

dienen können. Das ist eben wirkliche Vornehmheit der Phantasie und des Kunstschaffens. Sehen wir dagegen aber die Modernen. Wenn ich im Katalog der Ausstellung lese, dass das Gemälde irgend ein üppiges Gelage vorstellen soll, so wette ich Hundert gegen Eins, dass ich in den Gefässen, Costümen, Geräthen lauter alte Bekannte antreffen werde. Die ganze Sammlung des Museums, die bekanntesten Photographien und Nachbildungen von berühmten Arbeiten Cellini's oder Jamnitzer's werden zuverlässig ausgebeutet erscheinen. Ich werde überall ein ängstliches, unbeholfenes Anklammern an den üblichen Vorrath von Vorbildern finden, wie sie gerade heute leicht zugänglich sind, und der Maler ist froh und ganz zufrieden, wenn er damit zum Ziele kommt. Ganz natürlich! Er ist ja ein armer Teufel. Er lebt heute in einer schofeln, dürftigen, sparsamen Welt, die selber keinen grossen vornehmen Zug hat, die daher ihn, den Künstler, auch nicht hereinzieht in ein gewaltiges, reiches Wesen, bei dem er Grosses schauen und dann noch Grösseres aus eigener Kraft schaffen könnte; er schafft etwas dieser kleinlichen ökonomischen Welt ohnehin Ueberflüssiges und muss selbst seine extravagante Vornehmheit, mit der er ihr imponiren will, nothdürftig zusammenlesen, wo er sie gerade am leichtesten und einfachsten finden mag. Wenn ich diese ewig abgeleiteten Prachtmotive auf unseren modernen Bildern sehe, die ich alle schon jahrelang aus den landläufigen Publicationen kenne, so muss ich stets an die kleinen Provinzbühnen denken, wo ein alter, sammtgepolsterter Stuhl heute Elisabeth von England und morgen Rudolf von Habsburg, dann Philipp von Spanien und wieder einmal Julius Caesar zum Thronessel dient.

Es ist in der That zu bedauern, dass gewisse, sehr gute und bezeichnende Worte des Dialekts, des Jargons oder wenigstens der leichteren Redeweise nicht des Bürgerrechtes in der Schriftsprache theilhaftig sind. Manche von ihnen sind so echtes, gutes Metall. Man zermartert sich vergebens, sie durch salonfähige der guten Literatur zu ersetzen; man übersetzt,

vergleicht im Schweisse seines Angesichtes, — umsonst, — es geht mit ihnen wie mit so vielen Fremdwörtern, die unseren ehrenfesten Sprachreinigern so viel Kopfzerbrechen bereiten. Ein derlei Wörtchen, — ich zögere fast, es auszusprechen, — ist der in Studenten- und sonstigem Munde nicht eben seltene Ausdruck: schäbig. Ich wollte, er wäre schriftmässig, er hätte mir meine bisherige Aufgabe leicht gemacht. Ich hätte ihn als Adjectivum einfach dem Substantivum: Vornehmheit vorzusetzen gebraucht, um den ganzen Charakter desjenigen zu bezeichnen, was unsere Aera von vergangenen glanzvollen Perioden echter Vornehmheit unterscheidet.

Einen Haupttummelplatz findet die hier in Rede stehende moderne Vornehmheit auf dem Gebiete der Architektur. Wahrhaft grossartige, monumentale Aufgaben kommen derselben seltener vor. Wir bauen kaum mehr riesige Kathedralen, imposante Königsschlösser, grosse Marställe u. dgl. Was solches betrifft, wird immer eingewendet, heute müsse man sparen, das Leben habe nun wichtigere ernstere Erfordernisse. Dafür florirt aber die Privatarchitektur, insonderheit in Händen der Speculation. Alle Städte wachsen, die Landbevölkerung strömt immer zahlreicher in ihre Mauern, die Stadterweiterungen sind allerorten im Gange, ganze Vorstädte und Vororte entstehen an vorher leeren Stellen und unzählige Wohnhäuser werden auf denselben errichtet. Nun sollte man glauben, dass ein Jahrhundert, welches mit so strenger Tugend auf seinen liederlichen Vorgänger zurückblickt und sich etwas darauf zu Gute thut, dass so colossale Verschwendungen wie damals in seinen Tagen unmöglich seien, dass die Zeit der Versailles, der Sanssouci, der Monbijou, der Belvedere und wie jene Feenschlösser alle heissen, vorüber wären, man sollte meinen, dass ein Saeculum, welches sich in seiner Architektur vorzugsweise auf das Wohnhaus, ja das Zinshaus beschränkt, in demselben über die Physiognomie der bürgerlichen Baukunst nicht hinauswollen würde, — doch das wäre weit gefehlt! Eben hier schlägt die moderne

Surrogatvornehmheit ein und wir erleben das Umgekehrte von der alten wirklich vornehmen Zeit. Damals standen die stolzen Dome und die glänzenden Schlösser zwischen schlichten, wenn auch immer stilvollen Bürgerhäusern; heute bauen wir höchst selten solche Prachtgebäude, oder doch nur mit möglichster Oeconomie; dafür blähen sich die Miethkasernen in endlosen Zeilen als seinsollende Paläste auf. Unsere Architektur lebt wie alle unsere moderne Kunst von den Brosamen, welche vom reichen Tisch der Vergangenheit gefallen sind, sie schafft immer nach alten Mustern. Für das bürgerliche Wohnhaus entlehnt sie jedoch nicht die Vorbilder des bürgerlichen Wohnhauses von Einst, einzig und allein der Palazzo ist ihr Ideal, auch wo es sich gar nicht um einen Palast für unsere Tage handelt. Was Brunellesco, Palladio, Scamozzi, Bernini, Fischer von Erlach und Mansard für Fürsten und Könige geschaffen, wird nun ausgebeutet, verwendet in der armseligsten und dürftigsten Weise für die wohlfeilsten Massenquartiere, noch dazu in allen möglichen Surrogatmaterialien, Gyps, Zink und Cement imitirt, das ist ein wahrer Abscheu! Ueberall Attiken, Tympanen, Zwickelfiguren, Doggengeländer, Vasen, und dazu alles fünf Stockwerke hoch, wahre Thürme, gegen welche die echten, alten Paläste sich ducken und in die Erde verkriechen, das non plus ultra einer rohen, ordinären Prahlerei ohne alle Mittel, ein brüllendes Fortissimo aus einer Kehle, die überhaupt keine Stimme hat.

Ist es nun schon unerfreulich genug, dass die neuen Strassen der City und jene der eleganteren Vorstädte ihre Wohnungen, Comptoirs, Bureaux und Geschäfte hinter derlei Palazzomaskeraden bergen, so wird der Eindruck geradezu widerlich, wenn uns unser Weg immer weiter nach der Peripherie der Riesenstadt bringt und selbst dort, »wo die letzten Häuser stehen«, wo nur Fabrikarbeiter und kleine Handwerker, oder gar nur arges Proletariat hauset, — ebenfalls wieder, freilich in den elendesten Verballhornungen, nur Versuche des unglückseligen Palaststiles, unser Auge beleidigt.

gen. Da steht die brutale Bude vor uns mit ihrer Parterrestica, ornamentalen Fensterchambranen, Cornichegesimsen und was dazu gehört, Alles zum Scheine künstlerisch, stilvoll, monumental, aber die Wände sind von den Gassenbuben bekritzelt, durch die Fensteröffnungen schauen Fetzen schmutziger Wäsche, schmieriges Handwerkgeräth, schlumpige alte Weiber und verwahrloste Rangen heraus, das Akanthusgesims ist ausgestemmt, weil hier ein Blechschild mit den für diesen Stadttheil bezeichnenden Worten: »Geld für Alles!« angebracht wurde, unter der Archivolte geht man in den Branntweinladen und der Venuskopf auf dem Schlusssteine des Thorbogens blickt auf einen Leierkasten herab, auf welchem eine garstige alte Hexe die entsetzliche »kleine Fischerin« einem Kreise von Leirbuben und barfüßigen Kindern vorspielt. Das echte, richtige Zerrbild einer gewissen Art moderner Vornehmheit!

Wir wollen es aber nicht zu lang machen mit unseren Beispielen. Wohin man schauen mag, strömen sie Einem ja entgegen. Die Bildnisse des Vaters und der Mutter waren sonst die höchsten Zierden des Hauses; sie prangten an dem vornehmsten Platze in der besten Stube, kosteten auch verhältnissmässig viel Geld. Heute können wir uns um ein paar Gulden ein lebensgrosses Brustbild malen lassen, — freilich sind es nur miserable Kleckereien nach Photographien. Einst waren chinesische und japanesische Industrie-Artikel nur in Fürstenschlössern zu finden: kostbare vieux-laques, Porzellans, Emails, Bronzen, Fächer und dem Silberwerth gleichgeschätzte Specksteifigürchen. Heute kauft man japanesische Sachen um einen Spottpreis beim Theehändler, das Hökerweib fächelt sich mit einem chinesischen Fächer zum Preise von 10 Kreuzern, freilich ist es nur Rückfahrtsballast der Schiffe, Schund, für Europa gemacht, werthloser Plunder! Als es noch Unterschiede der Kleidung nach den gesellschaftlichen Unterschieden gab, trug das Stubenmädchen und die Köchin zwar nicht dieselben Kleider- und Hutformen wie die Erzherzogin oder Fürstin, aber die

ihnen zukommende Goldhaube oder das Häringsköpfl war schön, werthvoll, geschmackvoll. Heute hat die Küchennymphe denselben Capothut wie die Gemahlin des Kronprinzen auf dem Kopfe, aber er ist eben eine Carrikatur von jenem Ideal der Eleganz und der Vornehmheit. Und so geht es in allen Stücken, im Grossen wie im Geringfügigen!

Man könnte mir einwenden, dass ein grosser Percentatz des eben geschilderten Vornehmthuens doch nur auf Rechnung des heute ja so hochentwickelten Reclamewesens zu setzen sei. Die einfachsten Dinge werden eben grossartig aufgeputzt, herausgestrichen, um Aufsehen zu erregen und dadurch zum Absatz zu locken. Man könnte sagen, es ist ja nicht so ernst gemeint, wenn in Annoncen und Programmen die volltönendsten Ausdrücke gebraucht werden, wenn da überall und immer nur die höchste Eleganz hervorgekehrt wird, wenn der miserable Laden seine Ausschusswaare unter dem Titel »Europäischer Bazar« ankündigt, wenn der Besitzer eines schoflen Panoramas das armseligste Besuchervolk mit: »Meine Herrschaften!« anredet u. s. w. Ganz recht! Ernst ist es den Unternehmern damit ja freilich nicht und das gefoppte Publikum glaubt seinerseits auch keineswegs wirklich weder an seine Herrschaftlichkeit noch an die Weltberühmtheit des Plunders, für den es seine paar Groschen erlegt; aber eben diese gegenseitige Heuchelei und Verlogenheit ist der beste Beweis für das Vorhandensein eines Kitzels falscher Vornehmheit, der unsere Tage charakterisirt, ohne den eine solche dumme Reclame nicht möglich wäre und auch nicht das daraus folgende Aufsitzen der Menge gegenüber so plumpen Machinationen. Der Producent speculirt eben auf die Eitelkeit der billig vornehm seinwollenden Consumenten und diese acceptiren dessen Schwindelanträge, weil ihnen ein Surrogat von Vornehmheit doch noch lieber ist, als eine entsagende, resignirende Beschränkung auf das Glanzlose jener Einfachheit, die ihren Verhältnissen vernünftigerweise zukommen würde. Die Reclame ist nur eine Folge unseres modernen, schäbigen Drängens nach Noblesse. Mundus vult

decipi! darin liegt das Glück jedes Schwindels, und die Hauptursache, weshalb die Welt betrogen werden will, erklärt sich einfach daraus, weil sie in ihrer Sehnsucht nach höherer Vornehmschätzung freiwillig immer die Augen schliesst, wenn sie auch weiss, dass ihr nur glänzendes Blei statt edlen Silbers in die Hand gegeben wird.

Eine gewisse Art und Richtung moderner Vornehmheit mag mit dem bisher Gesagten genügend gekennzeichnet sein; aber es wäre ein Irrthum, wollte man glauben, damit das Thema erschöpft zu haben. Neben der modernen Surrogatvornehmheit gibt es noch andere Sorten, welche ebenfalls zur kritischen Erörterung herausfordern.

Da stossen wir zunächst auf eine zweite Gattung, welche von der erbarmungswürdigen Vornehmheitssucht der sich Ueberhebenden sehr verschieden ist. Bot uns das bisher Betrachtete ein Bild des ungesunden Wollens aber nicht Könnens, das daher mit jämmerlichen Auskunfts Mitteln fürlieb nimmt, so kommen wir nun zu einer Sorte moderner Vornehmheit, der es zwar an Vermögen nicht, doch wohl aber an der Berufenheit fehlt, und das ist die Parvenu- und die Geldprotzenvornehmheit. Diese Species zerfällt aber selbst wieder in gar manche Schattirungen. Die wichtigsten Unterschiede dabei sind folgende. Der Parvenu hat, indem er vornehm erscheinen will, immer das Bestreben, durch den Glanz, mit dem er sich umgibt, vergessen zu machen, dass er einst den Kreisen, welchen Vornehmheit etwas Natürliches ist oder sein sollte, ferngestanden, oder dass, wenn auch nicht er selber mehr, doch der ferne Ursprung seiner Familie damit Nichts zu thun gehabt habe. Nun kann solches auf verschiedene Weise geschehen. Ein Parvenu, der diese Absicht verfolgt, kann ohne Bildung, ohne Geschmack, ohne Kenntnisse sein, obwohl er so kunstsinnig, so feingebildet scheinen möchte, wie ein Amateur und Maecen aus den Tagen Louis quatorze. Er wird dann eben durch ungeheuren Aufwand, Prunk und Verschwendung das ersetzen zu können glauben, was ihm an angeborener Noblesse man-

gelt, und trotzdem auf diesem Wege, wenigstens in den Augen der Kenner und Verständigen, sein Ziel doch verfehlen. Aber es ist auch der Fall sehr gut möglich, dass ein Parvenu und Geldprotz von der Mutter Natur wirklich Geschmack und Feinsinn, sowie durch seinen guten Kopf Verstand und Kenntnisse erlangt hat; er wird nun mit diesen Gaben und Mitteln ausgerüstet, wirklich vornehm sein wollen, — und wird doch gleichfalls nicht reussiren, weil er Eines vergisst, das Eine, dass er immer ein Neuling in seinem Thun ist, dass wahre Vornehmheit stets Tradition haben muss, welche weder materielle Mittel, noch Kenntnisse, noch individuelle Begabung ersetzen können. Wahrhaft vornehm kann man überhaupt niemals sein wollen, man muss es sein müssen und nicht anders sein können. Wo der leiseste Schatten von Absicht obwaltet, ist es mit echter Vornehmheit schon vorbei. Vornehmheit ist ein unbewusster, unbezwingbarer Ausfluss der innersten, angeborenen Natur, sie lässt sich nicht lernen, nicht nachahmen, nicht von der und der Stunde erst ins Werk setzen, sie muss im Blute liegen. Der Sprössling mittelmässig geschiedter Leute kann ein Aristoteles, Newton, Kant oder Goethe sein, der Sohn abgestrafter Eltern ein Muster von Tugend und Ehrlichkeit, nimmer aber wird derjenige eines Kesselflickers sich als echter Gentleman erzeigen können!

Soll damit aber gesagt sein: um wirklich vornehm heissen zu dürfen, muss man der legitime Abkömmling eines Grafen und einer Gräfin sein? Ei, bewahre! Auch der Sohn des Kesselflickers kann vornehm sein in anderem Sinne, vornehm z. B. als Charakter, und als solcher möglicherweise vornehmer als ein Dutzend gesalbter Häupter zusammengenommen, das ist sehr gut denkbar und auch schon öfters dagewesen; wir reden hier aber nicht von der moralischen Vornehmheit, sondern von der culturellen. Zu dieser gehört unbedingt Ueberlieferung, welche an und für sich zwar kein Verdienst und keine Tugend, dennoch aber auch nicht durch die enormsten Anstrengungen, weder durch Genie noch Eifer

zu ersetzen ist. Man wende mir nicht ein, dass schon häufig genug gewandte Hochstapler und Gauner alle Welt glauben machten, dass sie von vornehmsten Blute wären, — derlei Täuschungen beziehen sich bloss auf das Moment des Aeusserlich-Vornehmen. Ein Hochstapler kann wie der Höchstgeborene sich benehmen, sprechen, Luxus treiben, er wird aber immer nur so weit vornehm sein, als es sein Zweck, sein Plan, sein Nutzen erheischt, das wird er sich gut eingelernt haben; wo aber wahre, d. h. von seinem Vortheil getrennte Vornehmheit beginnt, da wird er aus der Rolle fallen. Um ein naheliegendes Beispiel aus der vaterländischen Geschichte zu wählen: ein solcher geschickter Aventureur, und sei er der Sohn eines Galeerensträflings, vermag einen General Bonneval recht gut zu copiren: spielen, Geld vergeuden, intriguire, Corruption treiben und schliesslich türkischer Renegat-Pascha werden wie er, das wird er zu Stande bringen — einen Prinzen Eugen zu imitiren, Kunst und Wissenschaft ehrlich und ernst um ihrer selber Willen zu fördern, wird diesem Subject aber bei aller Verstellung und Geschicklichkeit nicht gelingen. Mit einem Wort: echte Vornehmheit ist atavistisch und das ist gut so. Kränken wir uns keineswegs mit dem Gedanken: »Ei, warum soll es mir denn nicht ebenso vergönnt sein, vornehm zu sein, wie ein so glücklicher Mensch, dessen Ahnen schon in den Tagen Barbarossa's an der Spitze der Nation standen, blos deshalb, weil mein Vater ein obscurer Tischler war und obwohl ich gerade so gut verstehe, was elegant ist, wie irgend ein dummes Gräfflein, das sich nicht einmal Rechenschaft darüber zu geben vermag, warum dem so ist?« Indem Vornehmheit atavistisch ist, bleibt uns in ihr ein köstliches Gut der Vergangenheit conservirt, ein historischer Schatz, eine Tradition der grossen Ahnen, und mag derselbe auch durch die Hände so mancher Kettenglieder gegangen sein, die an sich unbedeutender waren als so mancher gleichzeitige Schuhputzer, so ist es doch besser so, als wenn jeden Augenblick jeder Parvenu und Neuling sie einfach als Löwenhaut auf die

Schulter nehmen könnte, wie er jeden Augenblick seinen Flaus mit dem Frack und der weissen Cravatte zu vertauschen vermag. Es wird so — vielleicht freilich oft durch die degenerirtesten Zwischenposten — doch ein unschätzbares Erbgut der Vorfahren überliefert, während dasselbe zu einem Zerrbild, zu einer Carricatur und Fratze sich gestaltet, wenn es aus der Tradition weicht und ein Jeglicher daran herumodelt, der sich einbildet, dass er die Befähigung zur Vornehmheit auf der Strasse gefunden habe.

Reden wir zunächst von dem Parvenu, welcher den Abgang wirklicher Vornehmheit nur hinter seinen Reichthum, seine Protzigkeit verstecken will, um zu scheinen, was er nicht ist. Von dieser Gattung ist schon so oft geschrieben worden, dass es überflüssig scheint, nochmals darauf zurückzukommen. Ihm mangeln alle Fähigkeiten, alle Kenntnisse, er sieht nur, dass man kaufen kann, was Glanz verleiht. Freilich geräth er dabei oft auf den Holzweg. Dahin gehört die Banquiersfrau, welche entrüstet einen Antrag, Tizian's und Rubens' zu kaufen, zurückweist, indem sie bemerkt, sie könne, Gott sei Dank, neue Bilder genug erwerben und brauche nicht alte zu kaufen, die schon weiss der Himmel wer besessen habe. Diese Gattung Vornehmer sind ja längst schon zu Lieblingsfiguren der Witzblätter und der Possen der Vorstadt Bühnen geworden, man kennt sie, diese Kunstfreunde, für welche das etwas derbe, aber nicht üble Wort: Maecenasinusse, etwas milder auch: Kunst-Mezzanine, Halbstöcke der Kunst gewissermassen, erfunden worden ist. Dass sie in unseren Tagen geradezu zu einem Zeichen der Zeit geworden, kann nicht Wunder nehmen. Wenn's regnet, mehren sich die Pilze; der rasche Wechsel des Geldes, das Fluctuirende des Eigenthums, die immer grösser werdende Unsicherheit des soliden Besitzstandes sind die Niederschläge, welche den Humus für diese Fliegenschwämme präpariren. Der Vater war ein Schnorrer, der Sohn ist Millionär, der Enkel dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach wieder schnorren, wenn nicht Schlimmeres — das ist heutzutage eine sehr

normale Wahrnehmung. Die alten, soliden Familien mit der grossen, sicheren Habe, wie sie Jahrhunderte lang bestanden, so sicher, dass man eine Störung ihrer Verhältnisse nur unter der Annahme furchtbarer Kriegs- oder Elementar-Katastrophen für denkbar halten konnte, die sind, mit wenigen Ausnahmen, verschwunden; dagegen ist Niemand sicher, ob er in einem heute im Wirthshaus mit Cravatten hausirenden Biedermann nicht einen künftigen Villa- und Equipagenbesitzer zu gewärtigen habe.

Der unter solchen Verhältnissen prächtig emporgeschossene Fliegenschwamm ist in unseren Tagen aber keineswegs mit seinem raschen, üppigen Wachsthum zufrieden — er möchte Ananas oder Goldorange scheinen, die da edle Gewächse sind und nur langsam unter den Strahlen der stolzen Sonne reifen. Dieser Parvenu und Geldprotz wird im culturellen Sinne ein Schaden und eine Gefahr nur durch seine Anzahl, durch seine starke Verbreitung. Wo er nur einzeln und selten auftaucht, ist er ganz unschädlich, ja durch das Humoristische, das er in diese ernste Welt setzt, entschieden wohlthätig wirkend. In günstigen, gesunden Zuständen des volkswirtschaftlichen Lebens, wo ein wohlhabender Bürgerstand und eine blühende, reiche Aristokratie vorhanden sind, möchten wir einige derartige Sumpfpflanzen immer gerne dazwischen haben, denn ihr aufgedonnerter, lächerlicher Luxus, dem jede andere Grundlage als der Geldsack mangelt, ist da eine nützliche, lehrreiche Folie, sowohl für den behäbigen, behaglichen Wohlstand des Mittelstandes, als für die glänzende, echte Herrlichkeit des Vornehmen. Beiden ist sein Treiben dann ganz ungefährlich und nur eine kostbare Quelle für die satyrische Poesie. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn Bürgerstand sowie Adel verarmen und die Parvenu-Geldprotzen nicht mehr eine lustige Rarität, sondern etwas Häufiges, ja Gewöhnliches, eine eigene Classe sozusagen geworden sind. Dann geben sie den Ton an und ihre Erscheinung hat wahrhaftig nichts Komisches mehr! Die Blumen und Früchte des Luxus, der Kunst und alles

Schmuckes des Daseins gedeihen dann nicht mehr im freundlichen Gärtchen des Bürgers und nicht mehr im vornehmen Parke des Grossen. Jenes hat der Hagelschlag vernichtet, dieser ist verwildert und verödet. Die kostbaren Gewächse, welche hier und dort vordem grüntem, sind nun auf einen neuen Boden gewaltsam verpflanzt worden, welchem gar mannigfacher und seltsamer Dünger ein übereiltes Wachstum verleihen muss. Nun geht ein ordinärer Bursche zwischen den köstlichen Blüten dahin, für dessen wahres Bedürfniss und Gefallen Zwiebel und Rübe denselben Werth haben würden; ein Individuum, welches sich auch im Stillen gesteht, dass ihm diese simplen Producte eigentlich lieber wären, als der vornehme, ihm bisher fremd gewesene Plunder, dem aber alle die nicht eben ganz leichten Aufgaben seines Glückwechsels den süssen Reiz gewähren, dass er fühlt, er habe im Nu zusammengerafft, was Andere nach langem Besitz verloren, er schwelge in den Trümmern einstiger, wohlgeordneter Zustände. So ist er ein Strandräuber, der sich mit den Gütern des gescheiterten Schiffes bereichert; natürlich gibt er sich nicht viel darüber Rechenschaft, ob er diese Schätze vernünftig, schön und edel sich zu Eigen mache. Die Münchener Fliegenden Blätter brachten einmal eine drollige Geschichte von afrikanischen Kannibalen, welche Europäer in ihre Gewalt bekommen hatten, und da war nun ein köstlicher Menschenfresser - Philister zu sehen, welcher einen prachtvollen Pariser Damenhut auf seinem struppigen Schädel trägt, einen Staatsfrack mit den Schwalbenschwänzen auf der Brustseite seines nackten Körpers angezogen hat und auf der un rechten Seite durch einen Operngucker sehen will. Diesem biederem Zulu gleicht auch jene ganz rohe Species von Parvenu-Geldprotzen als Repräsentanten moderner Vornehmheit, welche wir zunächst im Auge haben, indem auch sie keine Ahnung davon haben, dass solche Kostbarkeiten zu besitzen noch keineswegs ausreiche, um vornehm zu sein.

Und worin besteht der gewaltige Schaden, den das lustige Emporwuchern solcher Pilze verursacht? Der wirth-

schaftliche ist nicht der einzige, es kommt noch ein enormer moralischer Schaden dazu. Das Parvenu- und Protzenthum wurzelt nicht nur auf dem Untergänge früherer, glücklicher Existenzen, vernichtet nicht allein das materielle Wohlsein der übrigen gesellschaftlichen Ordnungen und mästet sich von deren Blute — sein Streben nach ephemerem Glanz und Schimmer verpestet überdies noch andere Factoren, mit denen es sonst kaum Etwas zu thun hätte. Hat ihn Speculation, Schwindel, Wucher und noch Schlimmeres mächtig werden lassen und zu dem Punkte gebracht, wo aus dem Gefühl der lange durchgemachten Entbehrung, Armuth und Geringschätzung der Drang nach Geltung, Bewunderung und Vornehmschätzung unwiderstehlich erwacht ist, dann zieht diese ekelhafte Spinne noch andere Fliegen in ihre Netze. Kunst, Poesie, Industrie und was sonst das Leben schön gestaltet, haben einen neuen Herrn bekommen. Ihre alten, naturgemässen Förderer und Gönner hat ihnen dieses Ungeheuer verschlungen; der Künstler geht nun vergebens an das alte gastliche Bürgerhaus, vergebens an die Pforte des stolzen Palazzo, wo er dereinst willkommen gewesen, wo er materielle wie geistige Nahrung in reichem Masse gefunden hatte; das Bürgerhaus ist vom Proletariate besetzt und der Palazzo hallt nicht mehr von glänzenden Festen. Dort ist die Verarmung eingezogen und hier wenigstens die Einschränkung — die arme Kunst hat es aber nun schon einmal so vom Geschicke mitbekommen, dass sie nicht dazu geeignet ist, mit den Hungernden zu hungern und mit dem Oekonomischen auf Ersparnisse zu sinnen. Sie kann nur leben, wo Reichthum blüht, sie geht eben nach Brot. Die Kunst als idealer, geistiger Factor ist neben dem Protzenthum natürlich schon von vornherein todt, aber für die Künstler als Menschen hat die Sache eben noch nicht ihr Ende. Sie müssen und wollen leben und wenn die übrigen Quellen versiegt sind, welche sie bisher nährten, wenn fast nur aus dem Postamente des goldenen Kalbes noch der Brunnen fließt, so treibt sie das Gebot der Selbsterhaltung eben auch

nach diesem unreinen Strahle hin. Und darin liegt das moralische Verderbniss, der geistige Schaden, den die moderne Vornehmheit des Parvenuthums anrichtet. Nun gründet der ehemalige Schnorrer, dem zu Zeiten seines ersten Aufstrebens eine Schachtel Zündhölzer oder eine alte Hose mehr werth gewesen als Goethe's Tasso oder Beethoven's Heroica, einen Musenhof; nun zwingt der übermüthig Gewordene Gelehrte, Dichter, Musiker, bildende Künstler, Schauspieler an sich heran, spannt sie an den Triumphwagen seiner flüchtigen Fortuna und empfindet eine rohe Lust darin, zu sehen, wie selbst die Besseren unter ihnen huldigend folgen müssen, weil sie die unerbittliche Nothwendigkeit der Existenzerhaltung dazu zwingt, weil andere sociale Factoren ausser ihm nicht mehr im Stande sind, diesen unnützen Vögeln Futter zu bieten in unseren harten, trostlosen Zeiten! Die Besseren unter ihnen mögen immerhin zähneknirschend dem vergoldeten Wagen nachkeuchen; sie müssen dennoch folgen, das ist das brutale Vergnügen des Parvenu's, der sich dabei an die Tage erinnert, in denen jeder dieser Schriftsteller, Maler, Musiker für ihn ein »gnädiger Herr« war, Leute, deren Jahreseinnahmen nun gerade ausreichen dürften für den Bedarf an Battisttüchern seines Fräuleins Tochter.

Aber selbst in dem Entwürdigenden dieses Zustandes liegt noch nicht das Allerschlimmste. Das Schädlichste ist die allmälige Vernichtung jedes Ideals, die Vergiftung des geistigen Strebens unter der Oberherrschaft des ungebildeten, arroganten und eitlen Protzenthums. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, aber gewiss auch nicht zwischen Düngerhaufen. Die Satelliten jener unreinen Gestirne gerathen immer in den Dunstkreis derselben hinein, und wenn einst Poesie und Kunst in ihrem gesunden Verkehr mit einem kräftigen, freien Bürgerthum sich eine gesunde, frische Kraft und Natürlichkeit, wenn sie im Umgange mit den wahrhaft Vornehmen sich stolzen Prachtsinn, Glanz und Würde zu Eigen machten, so ziehen sie nun folgerichtig auch von ihrer neuen Gesellschaft all' dasjenige an, was diese als

Verderb aus allen Poren ausströmt. Sie meiden nun ängstlich jeden Ernst des Gedankens und Gefühles, sie tändeln, witzeln und höhnen nur; sie fürchten sich vor allen Idealen und machen dieselben darum lieber im Voraus lächerlich; sie sagen sich von aller Tradition und Geschichte los, denn auch ihr neuester Gönner hat keine Geschichte oder nur eine sehr kurze und wenig rühmliche; sie huldigen den Effecten und schwindeln in ihrer Technik, wie ihr Gönner stets nur durch Effect und Schwindel gross geworden ist; sie setzen an die Stelle des Gesunden und Einfachen das Pikante und Raffinirte; wollen immer mehr emporsteigen, indem sie zu immer Tieferem herabsinken und die Muse ist endlich zur Metze geworden: frech, verlogen, habsüchtig, schamlos und doch tief unglücklich dabei!

O, es gibt nichts Erbärmlicheres, Entwürdigenderes als das Bild eines solchen modernen, vornehmen Parvenu-Salons! Aeusserlich ist Alles der vornehmsten Welt, dem höchsten Gesellschaftskreise genau nachgeahmt, ja, was Kosten und Aufwand betrifft, oft noch geflissentlich weit überboten, in welch' letzterem Punkte, in welchem Uebermasse sich dann eben das angeborne Ordinäre nicht selten wieder manifestirt, denn Masshalten ist eine schwere Kunst! Der Gast, welcher selbst in dem königlichen Hause eines Alexander's sein Staunen über die Kostbarkeiten des Buffets geäussert haben würde, wäre von der dortigen, wirklich vornehmen Gesellschaft belächelt worden. Im Hause Alexander's wird von einem Service aus purem Golde nicht mehr Notiz genommen, als wäre es von Thon, denn, dass es Gold sein muss, ist dort selbstverständlich; dein protziger Wirth aber vermag die Bemerkung nicht zu unterlassen, dass er das Service bei der letzten Auction dem Herzoge X. um soviel tausend Francs abgerungen habe, und die Cigarre reicht er dir mit den Worten: »Da, rauchen Sie einmal etwas Extrafeines!« Dieselbe Cigarre kostet ihm genau dasselbe wie dem Herzoge X., aber bei diesem rauchst Du sie ebenso ohne allen Commentar, wie bei einem schlichten Bürger,

der Dich zu Tische gebeten, eine Britannica. Das ist der Unterschied!

Und all' diese Pracht, diese Herrlichkeit geniessen Menschen, welche sehr genau wissen, wie sie erworben sind die Schätze des Protzenhauses. Morgen um dieselbe Stunde werden sie daheim sich mit einer Tasse Thee und ein paar Schnitten Schinken begnügen; heute schwelgen sie von den Leckerbissen, die ihnen vielleicht Wuchergeschäfte auftischen, und als Gegengabe bringen sie allen Aufwand ihres Geistes, ihres Witzes, ihres Virtuosenenthums, ihrer Declamations- oder Malerkunst entgegen. Aber sie verlassen die unheimliche Schwelle keineswegs, wemgleich ein prophetischer Kopf auf denselben Parquetten im Geiste schon die Gestalt eines Gerichtsbevollmächtigten erblicken mag, der hier unfehlbar einmal seinen Einzug halten wird, oder einen Mann mit zerschossenem Kopf, der diesem Besuch zuvorkommen will — sie bleiben! Und der edle Hausherr, welcher sich in diesem Kreise so wohlfühlt, er weiss ganz genau, was seine werthen Gäste von all' dem Schimmer wissen, und denkt sich auch, was sie denken werden, wenn einmal der Mann des Gesetzes erschienen sein wird, oder wenn der andere Mann mit dem zerschossenen Kopfe — — — — aber, auch er läuft nicht in die finstere Nacht hinaus, sondern bleibt und ist sehr vornehm. Und dann geht in der Regel im Hintergrunde eine Tapentüre auf, die in die inneren Wohngemächer führt, und es tritt ein mageres, altes Männchen in den strahlenden Salon. Seine Toilette ist dürftig, sein Benehmen scheu und linkisch, er grüsst ängstlich und unterwürfig nach allen Seiten, spricht nichts und verliert sich sehr bald wieder; Herr und Dame des Hauses stellen ihn flüchtig mit einiger Verlegenheit als den Papa vor und gehen rasch auf ein anderes Gesprächsthema über. Der armselige Alte ist es aber, der die Millionen zusammengeschart hat, mit Hilfe deren der Sohn nun modern vornehm thut; er ist vor einem Menschenalter mit dem Sacke auf dem Rücken bei einer Barrière der grossen Stadt hereingeschlichen, jetzt

schleicht er durch die Tapetenthür wieder in sein Schlafzimmer zurück, um die noblen Gäste nicht zu stören, deren ganze Herrlichkeit er geschaffen hat, der arme Hausirer von dazumal, der Ahnherr des vornehmen Hauses!

Wenden wir uns indess ab von dieser im Grunde doch höchst ordinären Classe plötzlich vornehm Gewordener, sprechen wir von den freilich selteneren Emporkömmlingen, welchen all' die lächerlichen Schwächen nicht nachgesagt werden können; welche bei ihrem Maecenatenthum und ihrer Kunstschwärmerei, Noblesse und Prachtentfaltung nicht blos nachäffen, ohne Verständniss und eigenen Geschmack zu besitzen, um sich natürlich dann in Einemfort zu blamiren zum geheimen Gaudium ihrer ehrenwerthen Schmarotzer. Es gibt ausserdem noch eine verschiedene Species. Sie haben Begabung, Geschmack und Sinn für den Glanz des Lebens und seine feinen Genüsse, sie lernten auch mit Aufmerksamkeit aus Büchern und auf Reisen solche Gaben der Natur pflegen und veredeln; sie hängen nicht urtheilslos von den Directiven ab, welche ihnen der Haushofmeister, der Tapezierer oder der Antiquitätenhändler ertheilt; sie geben nicht blos das Geld dazu her, sondern wandeln selbstständig ihre Bahn. Solche Leute pflegen dann auf der doppelten Basis ihrer enormen Mittel und ihrer eigenen Befähigung zur Vornehmheit glänzende Häuser zu führen, welche an die Hofhaltungen gekrönter Häupter heranreichen, ja sie wissen zuweilen sogar noch grösseren Reichthum zu zeigen als diese — und sind trotzdem nicht wahrhaft vornehm!

Der erste Eindruck, den man in dem prachtvollen Palast dieser Nabobe hat, ist zuweilen, ich gestehe es, auch für den Kenner, der viel Grossartiges gesehen hat, ein verblüffender. Die gleichmässige Vorzüglichkeit sämmtlicher Dinge, die hier vor Augen stehen, neben welchen gar nichts Mittelmässiges, kaum einmal ein Gegenstand, welcher zweiten Ranges wäre, begegnet, bringt eine geradezu frappirende Wirkung hervor, wenn man sich erinnert, dass auch in den weltberühmten Kunstgalerien der Erde neben Meisterwerken

höchsten Rufes auch mindere Stücke vorkommen. Solches dulden aber diese feinen Kenner durchaus nicht. Um die ungeheuersten Summen wissen sie sich in den Besitz der höchsten Seltenheiten, der kostbarsten Unica zu setzen und ihren Stolz macht das Bewusstsein aus, dass ein König ihnen nur einige Nummern seiner Schatzkammer anbieten dürfte, en bloc würden sie dieselben gar nicht nehmen. Im ersten Augenblick denkt man unwillkürlich: diese Sammlung ist vornehmer als das grüne Gewölbe, die Ambrasersammlung, die reiche Capelle in München, denn sie besteht aus Nichts als Cimelien, was man von jenen doch nicht sagen kann. Jedoch, es ist eben nicht das Vornehmste, nur Dinge ersten Ranges zu besitzen. Hier ist wieder weniger mehr. Warum finden wir in jenen Cabineten nicht bloss lauter Prachtstücke allerersten Ranges, sondern daneben auch manches bescheidenere Object? Ganz einfach: weil jene alten Cabineten so eben im Verlaufe der Jahrhunderte geworden sind. Jene berühmten Sammlungen waren seit Jahrhunderten Familienbesitz grosser, geschichtlich berühmter Geschlechter; was ihren Inhalt bildet, ist ein fortlaufendes Zeugniß der culturellen Zustände, des Kunststrebens in dem betreffenden Hause und es besitzt daher dort auch ein bescheidenes, untergeordnetes Object in seinem Bezug zu dem bedeutenden Ganzen oft grosse Wichtigkeit, vornehmes Interesse. Die Vornehmheit dieser zuweilen auch ganz schlichten Dinge besteht immer in ihrem nachweisbaren Connex mit grossen historischen Facten, Personen, Zuständen. Die ganze alte Collection ist, wie sie ist, ein Monument der Cultur der Menschheit und deshalb vornehm im höchsten Sinne. Daran reicht aber die verblüffende Sammlung von lauter Prachtstücken jener reichen Kunstliebhaber bei all' ihrer Herrlichkeit nicht heran; denn was haben alle die grossartigen Schätze mit ihnen zu thun? Nichts! als dass sie, wenn sie eine Seele hätten, sich wundern müssten, dass sie in dieses Eigen gelangten, nachdem sie vordem heute verschollene, gewiss merkwürdige Geschicke gehabt hatten. Die Provenienz ist es, was den Schätzen eines

Museums ihren Adel verleiht, was sie vornehm macht — um die Provenienz kümmert sich aber so ein steinreicher Mann gar nicht, oder er vertuscht sie sogar, wenn sie bekannt sein sollte, denn er will nur den kostbaren Schmuck aus dem Cinquecento, welcher jene Riesensumme kostete, besitzen; dass derselbe einst der Familienschmuck dieser oder jener celebren Familie war, hat für ihn weiters gar kein Interesse. In den grossen Cabineten berühmter Häuser weiss man von jedem Gegenstande, warum es sich hier befindet, kennt die Familienglieder, welche ihn erworben, erbten etc. Alles ist Denkmal, Erinnerung, Geschichte und darum vornehm. Der moderne Croesus weiss nur aus welcher Auction, aus welchem Trödeladen, bei welchem Zusammenbruch eines alten Hauses und Besitzstandes seine Agenten ihm dies und das aufgetrieben haben. — Alles ist nur Kauf, Geschäft, Geldangelegenheit und darum nicht vornehm, so werthvoll, so theuer, so selten, so kostbar das Einzelne immerhin auch sein mag. An sich ist's vornehm, aber bei Vielen dieser unserer Reichen ist es nicht vornehm!

Das Zustandebringen dieser Schätze, die Art und Weise ihrer Erwerbung ist es also, was ihnen die Vornehmheit benimmt, mögen sie mit ihrem Werth auch alle Cabinetes der ältesten Fürstengeschlechter schlagen. Und wenn dann überdies der Kenner hie und da mitten unter den wundervollsten Kleinodien echter alter Kunst mit langem Gesichte auf einen Gegenstand stösst, mit dessen Ankauf der gute Mann denn doch einem seiner Helfer und Lieferanten einmal recht aufgesessen ist; wenn so ein recht böses Factum sich unter den grossartigen Schätzen um so fataler ausnimmt, dann kommt so recht diese Art Kunstsinn zur wahren Geltung. Wir schweigen discret und gehen vorüber. Er aber geleitet uns freudig in einen anderen Salon, von dessen Wänden wir Kaiserinnen, Fürsten, Heerführer, Dichter, Künstler der Vergangenheit in ausgezeichneten Gemälden herunterblicken sehen. Wenn in dem ärmsten, heruntergekommensten Adelshaus irgend ein Porträt dieser Art uns

vorkommt, so wissen wir im Voraus, es hängt hier, weil dieser Fürst einmal die Familie irgendwie begnadete, weil ein früheres Glied derselben mit dem und dem berühmten Helden verwandt war, weil ein Ahnherr in den verschwundenen Tagen des Glanzes diesen Poeten oder jenen Maler gefördert hatte — hier aber — was haben all' diese Fürsten des Ranges oder des Geistes mit dem Parvenu zu thun? Er hat das Bild einfach gekauft, weil es schön, kostbar, wahnsinnig theuer, nur Wenigen erschwinglich war, und weil es den Feinschmecker kitzelt, heute sein Zimmer mit alten Kaisern zu tapezieren. Vornehm ist das aber keineswegs!

Auch in seiner Sammellust als Antiquitäten-Liebhaber fehlt dem modernen Nabob die wahre Vornehmheit, wenn sich sogar auch nur die alten historischen Museen mit seinen Kostbarkeiten sollten messen können. Er ist nämlich stets beflissen, den öffentlichen Kunstbesitz zu berauben, indem er jegliches werthvolle Object, welches als Eigen einer Stadt, einer Kirche, einer Innung oder sonstigen Körperschaft bisher gewissermassen Allen gehörte, wenn sich irgend eine Gelegenheit ergibt, aufzukaufen trachtet. Frägt man nach berühmten Prachtpokalen, Trinkhörnern, Tafelaufsätzen etc., die gar lange als Eigenthum dieser Gemeinde oder jener alten Zunft bekannt waren, fragt man, wohin sie mit einem Male gerathen seien, die stete Antwort lautet: In das Haus jener Leute. In diesen Häusern sind und bleiben sie dann aber der Welt für immer entzogen, nur Wenige kommen in die Lage, solchen Privatschatz gesehen und bemerkt zu haben, wie jene Denkmäler unserer Geschichte, unseres alten Kunstfleisses dort nicht etwa als eine nutzbringende Sammlung, sondern als Nippessachen zur blossen buntscheckigen, sinnlosen Decoration in allen Salons zerstreut stehen. Kaiser und Könige haben ihre Kunstschatze in Museen vereinigt, gewähren Jedermann den Zutritt in dieselben und fördern damit Wissenschaft, Kunst und Geschmack. Das ist vornehm. Die letzten Reste unseres alten öffentlichen Kunstbesitzes zu

erwerben, sie dann in unnahbaren Räumen der Welt zu entziehen und dortselbst unwürdig, nach Modegeschmack zu placiren, das ist aber, mag's auch Millionen gekostet haben, doch nicht nobel. Der grosse Römer Marcus Vipsanius Agrippa, der Sieger bei Aktium, der berühmte Kunstfreund, dessen Namen noch die Inschrift des Pantheon's verkündet, hielt einmal eine Rede *de tabulis omnibus signisque publicandis, quod fieri satius fuisset quam in villarum exilia pelli*. Dieser gewaltige Römer, der Schwiegersohn und Freund seines kaiserlichen Herrn, dachte eben anders über die Liberalität, mit welcher ein wahrhaft kunstliebender und vornehmer Mann mit den ihm gehörigen Schätzen der Kunst der Oeffentlichkeit gegenüber sich benehmen solle. Und diese Rede, in welcher Agrippa die Reichen aufforderte, ihre Kunstwerke der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten, nennt Plinius eine *oratio magna et maximo civium digna*. Mit vollstem Rechte. Schätze der höchsten und feinsten Culturblüthe dem geistigen Nutzgenuss entziehen, sie aus ihrem alten historischen Rahmen reissen, für immer unter Schloss und Riegel legen, weil das der Millionär-Eitelkeit schmeichelt, und sie dabei auch noch zu Einrichtungsstücken entwürdigen, das ist nicht *maximo civium dignum*, sondern trotz alles Aufwandes ein Zeichen geringer Denkweise so vornehmen Dingen gegenüber.

Indem unser Vorhaben dahin gerichtet ist, in diesen Zeilen von der modernen Vornehmheit, d. h. einer unechten, unrichtigen Vornehmheit, zu handeln, welche sich von der wahren alten Noblesse bedenklich unterscheidet, erübrigt uns noch eine Gattung, noch eine Richtung derselben, denn das Uebel gibt sich auf mehr als eine Art kund. Wir haben von der armseligen, nothdürftigen Vornehmheit, ferner von der brutalen Parvenu-Noblesse gesprochen; es gibt aber noch eine falsche Vornehmheit heutzutage und das ist diejenige, welche wenigstens ein grosser Theil der wirklichen Vornehmen, des Geburtsadels, mit Vorliebe cultivirt, eine Species, welche sich von den beiden vorgenannten Kategorien

sehr wesentlich, ja absichtlich, oppositionell unterscheidet, aber doch gleicherweise eine Verirrung und darum ein Schaden für das Gemeinwesen und die gesammte culturliche Entwicklung ist.

Die Frage liegt sehr nahe: wie mag und kann sich der echte Adel gegenüber den allseitigen Bestrebungen aller Welt nach Vornehmheit verhalten? Die Aufhebung der Schranken, welche in socialer Beziehung jahrhundertlang die Menschen von einander schieden, hat es mit sich gebracht, dass heute Jedem Jedes anstrebbar ist, dass die vornehme Welt heute überall ist, wo man eben Lust hat, vornehm zu sein. Es gab einst Bauern, Bürger und Herren, darunter arme und reiche Bauern, arme und reiche Bürger, arme und reiche Herren. Jeder dieser Stände hatte seine Vornehmheit, aber seine ganz eigenthümliche Vornehmheit. Der reiche Bauer unterschied sich durch eine ganze Reihe von Vorzügen von den armen, aber er ertrug es vollkommen ruhig, dass seine höchste Vornehmheit von dem ärmsten Stadtbürger über die Achsel angesehen wurde. Ebenso entfaltete der reiche Patricier in seiner Art Glanz und Pracht genug, aber es fiel ihm keinen Augenblick ein, sich deshalb über den hungrigsten Krautjunker zu setzen, der trotz aller seiner Nöthen doch ein wirklicher Edelmann war. So war Alles in Kategorien eingetheilt und gab es eine Vornehmheit der Bauern, eine bürgerliche und eine adelige. Und das war sehr gut. Jeder konnte in seinem Stande das Höchste erreichen, mit Fug und Recht anstreben, ohne dass er Andere zu beneiden brauchte, die ausserhalb desselben standen. Heute eifert und strebt Jeder, vom untersten, miserablesten Schnorrer, nicht den Besten seines Standes, sondern überhaupt nur den Allerersten auf der gesammten Welt Gottes nach, die höchste Vornehmheit ist auch das Ziel des allerordinärsten Kerls — freilich nicht das, was er erreicht, aber doch dasjenige, was er wenigstens anstrebt, ohne einen Augenblick vor dem Unsinn zurückzusehen, welcher ihn veranlasst, es zu thun. Sobald nun einmal die Sache so steht, sobald der echte Adel sein ur-

altes Vorrecht verloren geben muss, kann er sich auch nicht darauf einlassen, mit den neuen Rivalen zu concurriren. Denjenigen matt zu stellen, der die Vornehmheit doch nur mit Surrogatmitteln anstrebt, wäre unter seiner Würde, und demjenigen gegenüber, welcher sein Vornehmheits-Ideal nur auf seinen Geldbeutel setzt, ist heute der alte Adel sehr oft kaum in der Lage aufkommen zu können. So bleibt ihm denn nichts übrig, als das Gegentheil des Prunkes zu affectiren: die vornehme Einfachheit.

Wenn es in früheren Zeiten jedem Menschen ganz selbstverständlich schien, dass Pracht und Prunkentfaltung, Luxus, Kunstförderung und Aufwand den höheren Ständen als Domäne zugehörten, wenn diese Bevorzugten der Gesellschaft Glanz und Herrlichkeit, selbst bis zur Verschwendung und Tollheit, als eine von ihrem Wesen unzertrennliche Sache zu betrachten gewohnt waren, wenn sie sich dabei ganz in ihrem natürlichen Elemente fühlten, so ist das nun freilich sehr anders geworden. Schon das Bewusstsein, diesen Vorzug nunmehr theilen zu müssen mit anderen Factoren, musste seinen Werth bedeutend verringern und die sehr inferiore Qualität der Mitbewerber von heute, wirft auf die Sache geradezu einen Flecken. So hat die Vornehmheit, soweit sie sich in äusserem Pomp und Prunk bethätigt, für die Hochgeborenen ihren besonderen Reiz eingebüsst, ja, wie eben im Culturleben so häufig plötzliche Umschläge und Contraste einzutreten pflegen, das Entfalten eines gleissenden, funkelnden Luxus, der unter Maria Theresia dem hohen Adel noch unentbehrlich war, wurde mit einemmal im Gegentheil ordinär. Mit einemmal hiess, was früher würdevoll, majestätisch genannt wurde, aufgedonnert, prahlerisch, unfein, geschmacklos. Das Gold und die flimmernden Steine, die schillernde Farbenpracht, die kostbaren Stoffe, die federngeschmückten Rosse, die reichgestickten Kleider, Alles kam in die historische Rumpelkammer; indem aber doch Etwas vorhanden sein muss, was dem Stolz der obersten Classen als Besonderheit entspricht, so wählte man das andere Extrem

und erklärte die äusserste Einfachheit als das wahrhafte, eigentliche Vornehme.

Diese vornehme Einfachheit der Grossen ist aber bisweilen eine ungeheure Heuchelei, und dabei eine höchst geschmacklose, geistlose, den Künsten und Gewerben sehr schädliche Heuchelei. Sie begegnet heute keineswegs zum erstenmal, sondern ist ein culturhistorisches Symptom, dessen Wiederkehr an ganz bestimmte Gesetze gebunden ist. Als Augustus seinen Fuss auf den Nacken der stolzen Roma gesetzt hatte und das Weltreich zum erstenmal einem Einzigem gehorchen musste, da gefiel es dem allmächtigen Imperator, dem alle Schätze dreier Welttheile auf den Wink des Fingers zu Gebote standen, bisweilen und in gewisser Richtung republikanische Sitteneinfachheit zu — affectiren. Ueber den Trümmern der Republik in der That ein Hohn. So erzählt uns Sueton, dass der Sieger von Aktium es liebte, seinen guten Unterthanen das Beispiel bürgerlich schlichter Sparsamkeit zu geben. Der Kaiser trug keine anderen Gewänder, als diejenigen, welche seine Gemahlin Livia und ihre Frauen daheim am Webstuhl angefertigt hatten. Sein Töchterlein Julia, die zügellose, ausschweifende Schwelgerin, fügte sich derselben Komödie und liess sich von Stiefmutter und Tante in den Prachträumen des kaiserlichen Palatiums willig zum Spinnen von Wolle anhalten, später freilich gab die Stolze, wie uns Makrobius berichtet, Einem, der sie in ihrem wahnsinnigen Leben an die Oekonomie des Kaisers zu mahnen wagte, die Antwort: »Wenn er vergessen darf, dass er Kaiser ist, so muss ich mich erinnern, dass ein Kaiser mein Vater sei.«

In der neueren Zeit ist die Geburtsstunde jener vornehmen Einfachheit die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen. Mit dem Aufdämmern der Ideen, welche der Revolution vorausgingen, mit dem Triumphe der rationalistischen Reformgedanken in Staat und Gesellschaft, für Oesterreich mit dem Josephinismus, hielt diese neue seltsame Errungenschaft ihren Einzug, es war gleichzeitig die Todesstunde für die Kunst, für allen Prachtsinn, guten Geschmack und feinen Stil des

Lebens auf gar lange Zeit. Waren es zuerst die philanthropischen Schwärmereien der Encyklopädisten, die Humanitätsideen, die Rousseau'schen Lehren, welche die alte Prunkliebe Einzelner an den Pranger stellten, Principien, welche manche Anhänger auch in den hochgeborenen Kreisen zählten, was der gewohnten Luxussucht Zügel anlegte, so folgten alsbald die Entsetzen der Guillotine und vertrieben auf geraume Zeit dem Adel die Lust an Ueppigkeit und Herrlichkeit. Dann kamen die langen, erschöpfenden Kriege, welche das Mark der Länder aussogen, und als es endlich wieder Friede wurde, da erhob man die Sparsamkeit, die höchste Einfachheit zum ersten Staatsprincipe, worin die damaligen Monarchen ihren Unterthanen mit dem glanzlosesten Beispiel voranzugehen wussten. Heute ist nun nicht nur von dieser Raison der ersten Hälfte des Jahrhunderts noch ein sehr lebendiges Bewusstsein in unserer Aristokratie erhalten geblieben, es kommt ausserdem noch ein weiterer Umstand hinzu, welcher sie von der ehemaligen Prunkliebe zurückscheuchen muss: die bereits erörterte Concurrrenz der Talmi- und der Protzenvornehmheit, die es ihr auch bei bestem Willen gar nicht mehr möglich macht, im alten Stile vornehm zu sein, erstens, weil es gar nicht mehr vornehm ist, glänzend aufzutreten, wo jeder Börsianer denselben Schimmer erstrebt, zweitens, weil es, den allgemein gewordenen Luxus durch Extravaganzen zu übertreffen, heute der Aristokratie im Allgemeinen theils an den Mitteln gebricht, theils aber geschmacklos erscheinen muss. Es gibt freilich in diesem Dilemma einen Ausweg und ein sehr naheliegendes erhabenes Beispiel liefert den besten Hinweis darauf, dass sich die nun einmal unvermeidliche Einfachheit der höchsten Stände heute sehr wohl mit Aufwand und Glanzentfaltung verbinden lässt. Es braucht ja nur die Erstere blos auf das Privatleben und das Persönliche beschränkt zu werden, die Anderen aber dort in ihrer vollen Kraft zu verbleiben, wo es sich um Förderung gemeinnütziger Zwecke, Kunst und Wissenschaft vornehmlich, handelt. Wo diese Eintheilung herrscht, wird dann die private Einfachheit heute freilich zur höchsten

Vornehmheit, zu einem leuchtenden Beispiele; wo sich aber hinter dem nunmehr begreiflichen Zurücktreten von allem persönlichen Luxus zugleich auch Ablehnung jeglicher Theilnahme an den Aufgaben idealer Art verbirgt, da ist die Einfachheit der Grossen eine sehr verwerfliche Sache.

Fassen wir jedoch blos das gesellschaftliche Verhältniss des wahren Adels zum Protzenthum in's Auge, schauen wir nur auf die lächerlichen Anstrengungen des Letzteren, sich mit allem kostspieligen Flitter zu überhängen, so kann man es wohl begreifen, dass die Ersteren die Concurrenz verächtlich aufgegeben haben und sich selbst bis zum caricaturmässigen Gegentheile verirren könnten.

Auf diese Weise sind die grau gekleideten Comtessen in die Culturgeschichte gekommen, die Fürstenkinder in Cattun, Mousselin und Barege, die einst nur Brocat und Genuesischen Sammt, vieux Bruxelles und Argentan getragen hatten. Die hochgeborne Proles, welche in angestrichenen Betten schläft und von ordinären weissen Tellern speist, die alten Damen, welche nicht mehr Gold zupfen, sondern blaue Wollstrümpfe stricken, die jungen Herren, die längst nicht mehr an gestickte Westen vom Werthe eines Landhauses denken, sondern in Lodenröcken und Bauernkitteln über ihre Felder spazieren. Bisweilen kann man sich freilich über diese Einfachheit seine eigenartigen Gedanken machen, wenn man vernimmt, dass die Lieferanten so eines ganz einfachen Comtessenkleidchens von Perkaill eine Rechnung machen, deren Betrag vollkommen ausreichen würde, um etwas Kunstvolles und Geschmackvolles hervorzubringen — wenn eben die Bestellerin nicht eine hochgeborne Dame wäre, welche nur etwas »ganz Einfaches« zu besitzen wünscht. Ist es aber nicht auch natürlich, dass ein heutzutage so apartes Verlangen auch tüchtig honorirt werden muss?

Wir haben nicht vor zu untersuchen, ob die spartanische Erziehung der adeligen Jugend in den Principien der vornehmen Einfachheit vom paedagogischen Gesichtspunkte sehr erspriesslich sei, derlei Betrachtungen mögen Andere anstellen.

Unser Standpunkt ist, wie wir in der ganzen Abhandlung wohl nicht verleugnet haben, hauptsächlich der aesthetische, künstlerische, und von diesem Standpunkte müssen wir gestehen, dass uns die geschilderte Einfachheit der obersten Classen geradezu trostlos scheint. Sie sind heute in dieser Hinsicht ein verkarsteter Berg, der keinen Wald mehr trägt; ein Mond, der nur mehr scheint, nicht wärmt; eine erfrorene, ausgestorbene Welt, wenn sie sich auch der edelsten, herrlichsten Zierde abgethan haben, die ihnen seit den Tagen der frühesten Cultur zukam.

Das soll aber in gewisser Beziehung keineswegs ein Vorwurf sein — kann es ja doch nicht anders sein! Es wäre ja lächerlich, heute von dem Adel zu verlangen, dass er zum Gelächter der Strassenjungen in goldgestickten Fräcken und kostbar gemalten Equipagen sich zeige. Denn wenn er es auch versuchen wollte, was würde es helfen! Morgen erscheint dann sofort irgend ein Nabob in einer mit Diamanten besetzten Kutsche und drei Wochen später ist die Praterallee voll von Wagen, welche mit pierres de Strass decorirt sind. Die Hut- oder Cravattenfaçon, welche heute der wirkliche Elegant trägt, ist morgen um das Drittel billiger und aus einem Surrogatstoff fabricirt bereits im Besitze von Tausenden und übermorgen sehen wir sie zum Preise von etlichen Sechsern schon beim Fiaker und Bierhauskellner. Unter solchen Umständen kann der wahrhaft Vornehme wohl nicht anders, als die Mission, in der Vornehmheit des Prunkes den Ton anzugeben — Anderen zu überlassen!

Aber der moderne Adel braucht darum in der Einfachheit nicht so weit zu gehen, dass er sein einstiges edelstes Privilegium, die Förderung von Kunst und Wissenschaft, ebenfalls für eine Verschwendung im Stil der Zopfzeit ansehen zu müssen glaubt, gleich goldgestickten Westen und Sardanapalischen Festivitäten. Wir wissen sehr wohl, dass es in diesem Stande auch heute noch Maecene der reinsten Art gibt und genug warme Kunstfreunde — vielfach jedoch hat der Adel den Zuständen des Einst gegenüber auf

diesem Gebiete gerade das noblesse oblige stark vergessen. Man erlebt Fälle, bei welchen man über den totalen Mangel jeder einfachsten Rücksicht für das ideale Moment in Staunen geräth. Wir wissen Fälle, dass Abkömmlinge alter Familien gleich Antikenhändlern die letzten Kostbarkeiten ihres Geschlechtes in dessen verzweigten Linien ausforschen und dann nach Paris und London reisen, um sie dort möglichst vortheilhaft an den Mann zu bringen. Den Fachmännern gegenüber spielen diese hochgeborenen Geschäftsleute dann immer die Rolle fanatischer Kunstfreunde; ihr angebliches Interesse hat aber blos den Zweck, bei dieser Gelegenheit im Verkehre mit dem Kenner über den Geldwerth und die besten Abnehmer etwas möglichst Sicheres zu erfahren. Und welche Pietätlosigkeit, welchen gänzlichen Abgang von vornehmem Sinn bekunden so Viele aus dieser Classe gegenüber ihren alten Schlössern, gegenüber den Schöpfungen, ja selbst oft gegenüber den Ruhestätten ihrer Ahnen! Da ist bisweilen schon die bescheidenste Auslage, welche allerdings keinen praktischen Vortheil gewährt, sondern nur die Erhaltung eines alten Besitzes zum Zwecke hätte, eine um keinen Preis zu erlangende Sache. Ein solcher Herr, der über Millionen verfügt, hat seine Vorfahren heute noch in der Gruft einer Kapelle liegen, welche eines der prachtvollsten Architekturwerke der österreichischen Gothik und der Bau eines der berühmtesten Künstler des XV. Jahrhunderts ist. Die Kapelle ist fast Ruine, das Dach eingestürzt, die schönen Meisselarbeiten total verwittert, über den Leichen seiner Ahnen, welche in der Geschichte eine grosse Rolle spielten, befindet sich seit Langem eine Rumpelkammer, der vornehme Herr hat es aber rund abgeschlagen, die 20.000 fl. herzugeben, welche zur würdigen Herstellung des Gebäudes nöthig wären.

Spricht man von vornehmen Passionen, so muss bemerkt werden, dass es nichts Vornehmeres gibt, als die Pflege von geistigen Gütern der Menschheit. Wenn dem von einem grossen Theil des Adels so fanatisch geübten Pferdesport in der Regel das Feigenblatt vorgesteckt zu werden pflegt, dass

das Alles nur sei, weil es sich um die Veredlung der Pferdezüchtereie im Vaterlande handle, so dürfte derselbe Adel ein klein bisschen Eifer schon auch für Kunst und Wissenschaft aufwenden, wobei es sich noch um eine etwas wichtigere und edlere Zucht im Vaterlande handelt. Der geschmacklose und grausame Sport auf dem »hippologischen« Gebiete hat eine merkwürdige Annäherung zwischen den Hochgeborenen und dem süßen Plebs der Grossstädte bewirkt; auf der Rennbahn vereint — natürlich par distance — das blaue und das rothe Blut ein gemeinsames Interesse, eine congeniale Begeisterung, aber wir würden es viel lieber sehen, wenn diese Annäherung in Bibliotheken, in Museen und Ateliers stattfinden sollte. Der Rennplatz umschlingt einträchtiglich aber auch die Vornehmen und das Protzenthum, dessen Berührung und Rivalität die Ersteren sonst so unerträglich finden und finden müssen. Die Concurrrenz in der Prachtentfaltung, in Förderung geistiger Güter hat ein Theil des Adels diesem Factor gegenüber aufgegeben, nur beim Pferd blieb der Wettstreit ungehindert aufrecht erhalten zwischen Beiden. Den Nutzen der Pferdezucht in allen Ehren — aber es scheint uns, dass ihr Vortheil bei solchem Anlasse doch nicht im Verhältniss zu dem furchtbaren Schaden stehe, welchen das »vornehme« Beispiel hier durch die Wirkung auf die grosse Menge stiftet. Es ruft eine rohe Vergnügungssucht wach, flösst hässliche Leidenschaften ein, bringt Tausende in eine wilde Aufregung einer nichtigen, abgeschmackten Sache wegen, verleitet die Menge zur Spielsucht und tollen Wetten, steht geistig doch nur auf derselben Höhe, wie etwa das ordinäre Würfelspiel der Landsknechte des XVI. Jahrhunderts, vergeudet ungeheuere Summen um ein werthloses Nichts und bringt das Leben von Menschen und kostbaren, schönen Thieren in Gefahr. Und das soll »vornehm« sein?

Wenn der moderne Adel, weil er zuweilen und bisweilen sehr unwürdige Concurrenten hat, heute den Vortritt in Sachen des Glanzes und Prunkes aufgegeben hat, so brauchte

er darum doch das Patronat über Wissenschaft und Kunst nicht unter dieselbe Rubrik zu stellen. Und anderseits: weshalb verschmäht es ein grosser Theil desselben Adels zugleich nicht, auf dem Felde des verschiedenartigen Sportes und der albernsten Dinge sich dieselbe Rivalität und Collegialität ganz gemüthlich gefallen zu lassen? Künstler und Gelehrte lässt er links liegen, aber mit gemeinen Harfenisten, Dudlern, Kraftmännchen, sogenannten Volksfiguren, Fiakern, Wäschermädeln u. dgl. ist man auf bestem Fusse; mit Künstlern verkehren sie weniger, dafür aber machen mit den wunderlichsten Figuren die Söhne hoher Familien, deren Ahnen bei Dürnkrot und Pavia kämpften, mit Tizian verkehrten und mit Leibniz correspondirten, frère et cochin! Warum lässt der betreffende Theil dieser Classe eine so niedrige Unterhaltung nicht den Parvenu's, den Protzen, bei welchen es sich damit ja nur zeigen würde, dass in ihnen, trotz aller gemachten Vornehmheit, eben noch soviel angeborene Niedrigkeit steckt, dass sie sich von derlei Verkehr doch nicht losreissen können? — Warum sind im Gegentheil viele Elemente des Adels gerade die Chorführer dieses rohen Bacchantenschwarmes? Sie vergiften damit unser Volksthum, fälschen die schlichten Freuden einfacher Menschen, nähren, von einer verderbenbringenden Tendenz unterstützt, welche darin die Wiederbelebung des echten Wienerthums erblickt, nur die Verlotterung der unteren Classe, machen ihre Vaterstadt lächerlich vor aller Welt und haben die geistlose, corrupte Liederlichkeit des Paris Napoleon's des Dritten an die schöne blaue Donau verpflanzt. Und das ist vornehm! Literatur, Wissenschaft, Kunst, Volksbildung — das ist langweilig! Ein wenig erquickliches Bild: Hochgeborene fraternisiren mit Elementen, welche der Gebildete der Mittelclasse verachtet, Emporkömmlinge putzen ihre Salons mit den Irrlichtern des geistigen Schaffens auf und die arme Menge bewundert das ordinär gewordene Blaublut, bewundert die schöngeistig gewordenen Protzen, bewundert die corrupten Geisteshelden, bewundert die emporgehobenen Proletarier und bewundert

endlich sich selbst, weil es täglich hört, was für ein gemüthliches Völkchen es doch wäre!

Trotzdem ist aber die Sache nicht so schlimm als sie aussehen mag, die wahre Vornehmheit ist trotzdem im Adel, Bürgerthum und Volk noch keineswegs ausgestorben. Wollten wir hier Namen nennen, so hätten wir wahrlich nicht Mangel und Noth. Aber Eines ist nöthig. Nöthig, uns endlich einmal von einer frivolen, schamlosen Fama zu befreien, welche ihr schmetterndes Blech nur dem Falschen, dem Schwindelhaften, dem Entarteten leiht, von einer Dirne, die mit ihrem trunkenen Maenadengeschrei es verursacht, dass das Edle und Ehrliche Scheu tragen muss, an dieselbe Oeffentlichkeit zu gelangen, welche nur der Schauplatz eines wüsten Cancans der Corruption in allen Lagern ist. Es bedürfte nur des Muthes, dass dasjenige, was auch heute schon sich alle Anständigen unter vier Augen sagen, offen gesagt würde: dass der kleine Beamte, welcher bei allem Jammer ein nobler Herr sein möchte, lächerlich ist; dass der emporgekommene Schnorrer, welcher Maecen spielt, ein Verderber des guten Geschmackes ist; dass der Hochtory, welcher Kunst und Wissen ignorirt und dafür mit der Volkshefe verkehrt, eine Schmach, und dass endlich die Reclame, welche Alldas grosszieht, hätschelt und verhimmelt, ein Gemein-schaden ist.

Aber siehe, da haben wir's ja gesagt! Wir sagen zugleich noch Eins: möchten die Vertreter der wahren Vornehmheit doch aufhören, im Stillen, einzeln und verborgen zu wirken! Mögen sie hervortreten, sich verbinden zu einer Gemeinde, welche jener falschen Vornehmheit den Fehdehandschuh offen hinwirft. Unsere grossen Geschlechter, welche trotz aller Einfachheit im täglichen Leben, wozu sie die ordinäre Vornehmheit des Parvenu's zwingt, trotzdem noch für das allgemeine Beste aus echtster Liebe zum Guten und Schönen bedeutende Unternehmungen veranlassen, von welchen oft kaum etwas bekannt wird; unser Bürgerthum, welches seine Stadt und ihre Vergangenheit liebt, ihre echten

Gelehrten und wahren Künstler als Freunde des Hauses ehrt; unser Volk endlich, welches trotz aller Verderbniss seine Trefflichkeit, seine Liebe zur Scholle und deren Eigenthümlichkeiten stolz bewahrt hat — das sind trotzdem noch wahrhaft vornehme Factoren, aber sie müssen wieder die herrschenden werden, sie sollen sich deutlich zeigen, auf dass alles Ehrliche und Gute an sie heranzukommen weiss, wenn es noththut; sie müssen endlich den schwindelhaften Mächten das Scepter entreissen, welche uns nur allzulange tyrannisirt haben — nicht durch ihre Kraft, sondern durch unsere Schwäche!

